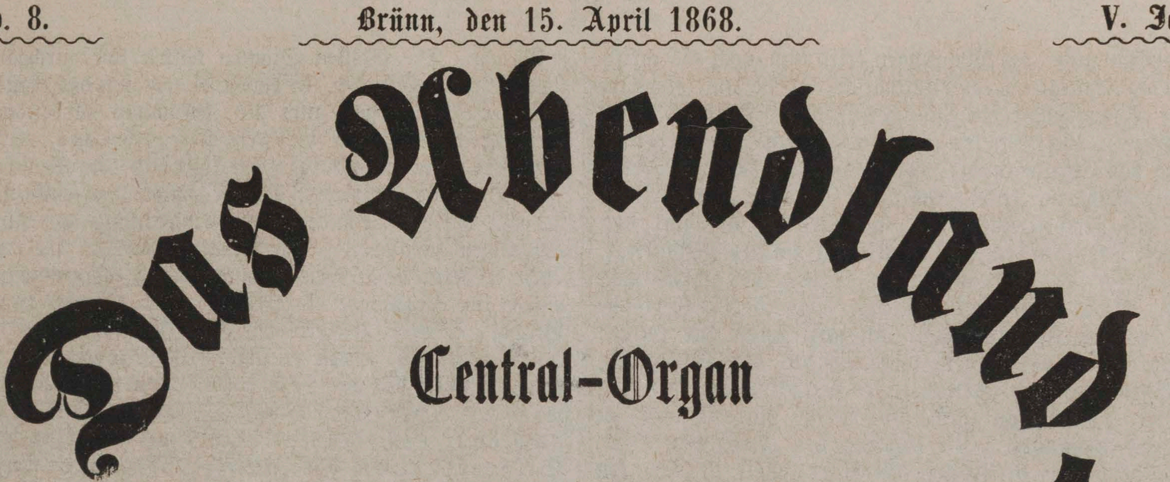
Nro. 8. Brünn, den 15. April 1868. V. Jahrg.



für alle

zeitgemäßen Interessen des Judenthums.

Pränumerationsbetrag ganzj. 3 fl.,
halbjährig 1 fl. 50 kr.
vierteljährig 80 kr.
mit Postzusendung und Zustellung ins Haus.
Für's Ausland ganzj. 2. Thlr.
halbj. 1 Thlr. 15 Gr.

Verleger, Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur D. Ehrmann.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Administration Bäckergasse Nr. 2. 2. Stock.
Exped. Krapfengasse 18, Epstein's Buchh.
Inserate werden billigst berechnet.

Zur Seminarfrage.

II.

Wir haben in unserem vorigen Artikel die äußern Vortheile auseinandergesetzt, welche eine Vereinigung Ungarns mit Cisleithanien bei Errichtung eines gemeinschaftlichen Rabbinerseminars bietet, und wenn wir nun auf die innere Verfassung eines solchen Instituts, auf den Geist in dem darin gelehrt werden soll, unser Augenmerk richten, so erscheint diese Vereinigung für das geistige Wohl des ungarischen Judenthums nicht nur höchst zweckmäßig, sondern als ein Gebot der Nothwendigkeit. In den Ländern Böhmen, Mähren und Oesterreich ist die intelligente und dem Fortschritte zugeneigte jüdische Bevölkerung in einer derart überwiegenden Majorität, daß ihre Principien, wie verschieden auch die Ansichten über einzelne Punkte sein mögen, als Ausdruck der Gesammtheit gelten können. Von dieser Seite wird das Seminar, wenn es einmal ins Leben gerufen ist; keinerlei Anfechtungen zu befürchten haben, wir sind fest überzeigt, daß sich ihm mit jedem Tage die Sympathien mehr zuwenden werden; denn was hierlands als wesentliche Bedingung gefordert wird: daß der Rabbiner eine gründliche theologische und wissenschaftliche Bildung erlange, dem muß und wird das Institut entsprechen. Ganz anders ist es in Ungarn, dort hat die Intelligenz mit einer compakten zahlreichen zelotischen Partei zu kämpfen, die jedem Fortschritte auf religiösem Gebiete feindlich entgegensteht, dort sind noch viele Gemeinden von dem verderblichen Chassidismus unterwühlt, dort gibt es leider noch Gegenden, wo die Bildung bei einem Rabbiner als Ketzerei perhorrescirt wird. Wir vertrauen zu sehr auf die Macht des Fortschritts und auf die Weisheit jener großen Männer, die an der Spitze der ungarischen Regierung stehen, als daß wir fürchten müßten, es werde die Finsterniß über das Licht den Sieg davontragen; aber jedenfalls muß es den Fortschrittsmännern in Ungarn erfreulich sein, wenn sie durch die cisleithanische Intelligenz in ihren Bestrebungen für Errichtung eines den Ansprüchen unserer aufgeklärten Zeit genügenden Instituts einen so bedeutenden Succurs, einen so gewichtigen Bundesgenossen erhalten. Vergessen wir dabei auf unsere Glaubensbrüder in Galizien nicht. Diese leben noch größtentheils in den veralteten Anschauungen, aber auch ihr Tag wird kommen, auch ihnen wird die Sonne einer bessern Erkenntniß aufgehen, in einige der größern Gemeinden, wie Lemberg, Brody, Krakau, Tarnopol sind schon einzelne wärmende und belebende Strahlen derselben gedrungen. Es wird bald die Zeit kommen, wo man auch dort wissenschaftlich gebildete Rabbiner suchen wird. Das Reichsseminar soll nicht bloß für die Bedürfnisse der beschränkten Gegenwart, sondern auch für die Tage einer schönen Zukunft errichtet werden. Zu dieser Bildungsstätte werden hoffentlich auch jüdische Jünglinge aus Galizien pilgern, um da ihren Wissensdurst zu stillen, und wenn sie nach einigen Jahren des Studiums in ihre Heimath zurückkehren, werden sie auch — dafür wird schon die Zeit sorgen — von ihren Brüdern mit offenen Armen empfangen werden. Dazu ist aber nothwendig, daß das zu errichtende Seminar in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet sei, und dieser Zweck wird am besten erreicht, wenn die vereinten Kräfte aller Glaubensgenossen im Kaiserstaate das stattliche Gebäude zu Ehren der Religion und der Wissenschaft aufbauen helfen.

Ist die Arbeiterfrage wirklich bloß eine Sache des Christenthums?

Von Leopold Wolf in Prag.

Die Arbeiterfrage bildet ein zeitbewegendes Thema, das jetzt vielseitig besprochen wird; die Wissenschaft hat sich seiner mit großem Aufwand von Scharfsinne bemächtigt, und trachtet die vielen Irrthümer, die sich zwischen Leben und Wahrheit gelagert, auf dem Wege der belehrende Kritik und unter Andeutung der historischen Genesis derselben zu beseitigen. In

dieses Durcheinander der Meinungen tritt nun noch die christliche und namentlich die christkatholische Kirche und vindicirt sich unter Anwaltschaft des Mainzer Bischofes Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler (in seinem Buche „die Arbeiterfrage und das Christenthum“, dritte Auflage, Mainz, Verlag von Franz Kinhheim 1864) das Recht über die Arbeiterfrage öffentlich ein Urtheil abzugeben, **da dieselbe sich mit den materiellen Bedürfnissen des christlichen Volkes beschäftigt, und in dieser Hinsicht auch eine Frage der christlichen Liebe ist. Unser göttlicher Heiland,** sagt der freiherrliche Bischof, **hat die christliche Religion mit Allem für immer und unauflöslich verbunden, was sich auf die Milderung des geistigen und leiblichen Elendes der Menschen bezieht; nach dieser Anweisung hat die Kirche überall und zu allen Zeiten gehandelt. Die Uebung der christlichen Liebe in den Werken der christlichen Barmherzigkeit ist stets ein hervorragender Theil des Lebens der christlichen Kirche gewesen. Aus ihr ist die großartige Fürsorge für alle Noth der Menschen hervorgegangen. Jede Frage, die sich mit Abhilfe des Nothstandes beschäftigt, ist daher wesentlich eine christliche, eine religiöse, an der die Kirche und alle ihre lebendigen Glieder sich auf das Innigste betheiligen sollen!** — Des Herrn von Ketteler katholisch-oberhirtliche Ueberzeugung geht aber noch weiter. **Er glaubt nicht nur, daß die Angelegenheit des Arbeiterstandes eine tief innerliche Beziehung zu dem Christenthume habe, er glaubt sogar, daß alle Vorschläge, die bisher größentheils, ohne irgend eine Rücksicht auf das Christenthum zu nehmen, nur dann und nur insoweit dem Arbeiterstande Hilfe bringen werden, als sie sich immer an das Christenthum anschließen. Das Christenthum ist der Erlöser des Arbeiterstandes. Das Christenthum hat den Arbeiterstand aus dem Zustande der Sklaverei auf seine jetzige Höhe erhoben, ohne dasselbe vermögen alle Humanitätsbestrebungen seiner sogenannten Freunde nicht zu verhüten, daß dieser Stand wieder in die Verhätnisse des alten Heidenthums zurücksinke; denn nur das Christenthum kann der Welt und insbesondere auch dem Arbeiterstande helfen.**“

Es sei uns gestattet, die Argumentationen des Herrn Bischofs hier etwas eingehender zu beleuchten, und sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Man wird heutzutage wohl kaum leugnen können, daß nicht allein die politischen oder nationalen, sondern daß vorwiegend die socialen Fragen es sind, welche in weit höherem Grade als es der oberflächlichen Betrachtung erscheint, die Kämpfe unserer Zeit ausmachen. Die Strebungen unserer Epoche bleiben nicht mehr bei dem Staate als der bloßen Form stehen, sondern sie wenden sich immer mehr und mehr dessen ewigen Inhalte, der Menschengesellschaft, als dem von der Natur selbst gelegten Grunde alles menschlichen Seins oder Gedeihens zu.

In erster Reihe drängen sich unseren Blicken die großen socialen Uebelstände auf, unter deren Druck ein zahlreicher Theil unserer Bevölkerung leidet, und um so ernster ergeht die Mahnung an die günstiger gestellten Klassen, bei Besserung dieser Zustände rückhaltslos und mit ganzer Kraft mitzuwirken, als das Bewußtsein davon immer lebendiger in den Massen erwacht, und so ist der Kernpunkt unserer socialen Frage die Arbeiterfrage!

Fragen wir nun: Ist die christliche Kirche, und insbesondere die katholische Kirche, als deren Vertreter doch Bischof Ketteler spricht, wirklich die Bannerträgerin dieser socialen Frage? Ist sie es und war sie es?

Die ganze Geschichte der Menschheit durchzieht wie ein rother Faden diese sociale Frage; werfen wir also einen Blick in die Geschichte, und die Vergangenheit, richtig verstanden, kann uns hier wie immer die Bedeutung der Gegenwart aufschließen, und die Umrisse der Zukunft vorauszeigen.

Das Alterthum ist in socialer Beziehung gekennzeichnet durch die Unterscheidung der Menschen in Freie und Sklaven. Schon in den ältesten Zeiten ist die Sklaverei vorhanden und wird die meiste wirthschaftliche Arbeit von Sklavenhänden vollbracht. Die ältesten Staaten hatten fast durchgängig ein theokratisches Gepräge, in ihnen bildete sich das Kastenwesen, und der Sklave galt nur als lebendiges Arbeitswerkzeug. Der Grieche erkannte nur dem freien Griechen, der Römer nur dem römischen Bürger den Vollbesitz der Menschenwürde zu. Doch die Sklaverei, dem Alterthum gemeinsam, wurde bei den Juden durch den heilsamen Einfluß der mosaischen Satzungen gemildert. Im Staate Jehovas hat man alle 7mal 7 Jahre eine neue Grundtheilung vorgenommen, und wurde im Jubeljahre die Freiheit aller Sklaven proclamirt. Bischof Ketteler erkennt diese hohe Bedeutung des Judenthums selbst an, indem er sagt: „Nur allein im Judenthume war es anders und schon hierin erkennen wir seine providentielle Stellung. Zwar bestand auch dort dem Namen nach eine gewisse Art der Sklaverei. Doch die jüdische Sklaverei steht einzig in der ganzen alten Welt da, wie auch der Begriff der Juden von der Arbeit. Der Jude arbeitete neben seinem Sklaven, er gewährte ihm die Sabathruhe wie dem eigenen Volke und war verpflichtet, gewisse menschliche Rechte bei demselben anzuerkennen.“

Sehen wir auf das Mittelalter. Da finden wir ein schonungsloses Ausbeutungssystem privilegirter Stände gegen rechtlose, unterdrückte Klassen, was die krankhaftesten Zustände, die furchtbarsten Verheerungen hervorgebracht hat. Und wer waren die privilegirten Stände des Mittelalters? Der hohe Adel, und die Geistlichkeit, diese waren in jeder Hinsicht die herrschenden Factoren jener Gesellschaft. Nun können wir doch berechtigter Weise die Frage aufwerfen: Was war der Arbeiterstand im Mittelalter, zur Zeit als die christkatholische Kirche das Gewissen der Völker in die Zwangsschule der römischen Glaubenstyranei steckte, wo jeder Andersgläubige ein Feind der Kirche hieß, und als solcher verfolgt, verflucht, aus der bürgerlichen Gesellschaft gestoßen und wenn er sich zu widerrufen weigerte, ohne Barmherzigkeit „zur Ehre und zum Preise Gottes“, ad majorem Dei gloriam, dem Scheiterhaufen überantwortet wurde?

Der Arbeiterstand war im Mittelalter eine rechts-, weil besitzlose Masse, für deren geistige nicht nur, sondern auch für deren materielle Hebung von clericaler Seite nichts geleistet wurde.

Die Geistlichkeit faßte im Mittelalter ihre Aufgabe weniger in einer werkthätigen Abhilfe der vorhandenen Noth, in der sich die niederen Klassen befanden, auf, als vielmehr im — Beten; als Richelieu vom französischen Clerus als Aushilfe eine Geldsumme forderte, antwortete derselbe: L'usage ancien de l'eglise était que le peuple contribuait ses biens, la noblesse son sang, et le clergé ses prières aux necessités de l'état.

Während die Geistlichkeit betete, der Adel sein blaues Blut verspritzte, mußte das Volk mit seinem Hab und Gut herhalten für die Bedürfnisse des Staates, die größte Blutsteuer zahlen in den Kriegen seines weltlichen und geistlichen Herren. Interessant ist, wie 100 Jahre vor Luthers Auftreten ein anderer edler deutscher Mann seine Stimme vor aller Welt mit wahrhaft vernichtender Schärfe gegen die Anmaßungen der Päpste erhoben; das war der Syndicus der Stadt Nürnberg, Gregor von Heimburg, der Arndt seiner Zeit, der sein Vaterland mit klarem Bewußtsein dessen, was ihm noththat, liebte und der Erste war, der feste Einigung und Einheit Deutschlands nach Innen wie nach Außen, in mündlicher und in schriftlicher Rede unabläßig forderte, wenn des Vaterlandes Bestand nicht an der Herrschaft der römischen Geistlichkeit zu Grunde gehen solle. In einer Schrift, welche sich an den Kaiser, die Könige und die Fürsten der Christenheit wendet, vergleicht er das übermüthig anmaßende Benehmen der damaligen Päpste mit Christus Demuth und Bescheidenheit. „Mit Recht heißt es da, habe man den Unterschied zwischen Christus und seinem Stellvertreter folgendermaßen ausgedenkt: „Christus schloß die welt-

liche Herrschaft aus, der Vicar führte sie ein; — Christus sagte: er sei kein weltlicher Richter, sein Stellvertreter maßt sich an, den Kaiser zu richten; Christus unterwarf sich dem Stellvertreter des Kaisers, der Stellvertreter von Christus stellt sich über den Kaiser, ja über die ganze Welt; Christus soll am Palmsonntag auf einem Esel geritten sein — sein Stellvertreter ist mit einer pompösen Cavalcade nicht zufrieden, wenn ihm nicht der rechte Steigbügel vom Kaiser gehalten wird."

Es scheint also im Mittelalter der Clerus sich mit ganz anderen Sachen abgegeben zu haben, als mit der Lösung der Arbeiterfrage, nicht einmal in jenem Sinne, den das Judenthum schon im Alterthume aus freien Stücken sich zu eigen gemacht hatte! Also wäre die Lösung dieses Problems etwa dem Clerus der Neuzeit aufbewahrt! Erfüllt die katholische Kirche heute die ihr vom Bischof Ketteler zugewiesene Culturmission für den Arbeiterstand? Blicken wir um uns. Von welchem Parteistandpunkt man unsere Zeit auch ansehen mag, ein Charakterzug tritt durchwegs so scharf hervor, daß man sagen darf: es sei der Charakter der Zeit. Es ist die Schroffheit der Gegensätze zwischen dem, was sein soll und dem was ist, zwischen dem Rechtsbewußtsein, das alle Classen der Bevölkerung erfüllt, und der Rechtslosigkeit, die ihnen von mancher Seite, namentlich in religiöser Beziehung aufgebürdet wird, zwischen dem Freiheitsdrang, der sie beseelt, und der Unfreiheit, die sie insbesondere in kirchlichen Dingen belastet. An jedem Punkte des Volks- und Völkerlebens tritt dieser Gegensatz hervor, an so vielen, daß wir die Sache nicht erschöpfen können, ohne zu ermüden; — der Verkehr der Geister hat alle Schranken überwunden, und Gesellen in der Werkstatt der Menschheit sind die Völker, aber diese Geistesblüthe verwelkt als dogmatische Satzung, als ceremonielles Gepränge. Oder hat Pater Greuter das Ideal des christlichen Arbeiterprincipes aufzufinden gewußt? Hätten seine Ausführungen den geschichtlichen Thatsachen und den Forderungen des gesunden Menschenverstandes weniger ins Gesicht geschlagen, wäre der Widerspruch zwischen dem, was die Clerisei für das Wohl des Volkes thatsächlich leistet und dem was Pater Greuter, ihr jüngster Herold, ihm verspricht, nicht gar zu kraß, die demagogischen Capriolen weniger plump gewesen, wer weiß, ob nicht wenigstens ein Theil der Arbeiter auf die ausgestellte Leimruthe gegangen wäre? Vor diesem Unglück hat uns Pater Greuter, dessen wirthschaftliche Glaubenssätze nur noch dem Feuilleton und dem Witzblatte dankbaren Stoff liefern werden, sorgsam bewahrt, und dieser relativ außerordentlich günstige Erfolg gibt uns noch die Hoffnung, daß unsere Arbeiter seiner Zeit auch völlig zur Einsicht und zur Erkenntniß zunächst darüber kommen werden, auf welcher Seite sie ihre wahren Freunde zu suchen haben, und wo dann eigentlich die radicale Hilfe für die socialen Uebelstände, unter denen einzelne Classen vorzugsweise zu leiden haben, zu finden sei?

Es wird auch ihnen, daran zweifeln wir keinen Augenblick, einst klar werden, daß nur der wirthschaftliche Fortschritt, d. h. der entschiedene, rücksichtslose Fortschritt, die Befreiung von jedem Privilegium, habe es Namen und Charakter, welche es wolle, der eben deshalb identisch ist mit politischem und allgemeinem Culturfortschritt, uns helfen kann! Kein einzelnes gewaltsames oder künstliches Mittel, keine Wohlthaten einzelner Classen, gegen andere, wie sie Bischof Ketteler den armen Arbeitern mit Berufung auf die christliche Liebe nachweist und anpreist. Es ist nicht wahr, wenn Bischof Ketteler sagt: „daß fast alle Armen der Welt dem arbeitsunfähig gewordenen Arbeiterstande angehören, und die unermeßlichen Mittel der Armenpflege, die in allen Theilen der Welt angesammelt sind, eben so wie die zahllosen Krankenhäuser, Armenhäuser, Anstalten für alte und gebrechliche Leute angeregt und gegründet sind im Namen der christlichen Liebe und durch den Geist des Christenthums. Von diesen christlichen Capitalien und christlichen Anstalten zehrt auch jetzt noch unser Jahrhundert, wenn es auch den Ursprung derselben vielfach vergessen. Die wahre Fürsorge für den arbeitsunfähigen Arbeiter wird immer von der Kirche und von Jenen ausgehen, die in der Kirche den Geist der wahren Nächstenliebe empfangen haben!" — Im Namen des Judenthums nicht nur, sondern auch im Namen der Humanität, im Namen der allgemeinen, kein Ansehen der Person und keinen Unterschied der Confession kennenden Menschenliebe, von der Moses schon sagte אף חובב עמים lege ich feierlichst Protest ein gegen dieses ausschließlich christkatholische Nächstenliebe-Privilegium! Herr Bischof Ketteler hat da für seine Religionsgenossenschaft vindicirt, was allen gemeinschaftlich ist, so wie Licht und Luft; nie und nimmer aber können wir es stillschweigend hinnehmen, daß das Christenthum das לרעך כמוך ואהבת einzig und allein in Urpacht genommen haben will. Das Prioritätsrecht auch dieses Humanitätsprincips kann wohl der jüdischen Religion Niemand streitig machen, aber trotzdem überhebt es sich nicht, und schließt die anderen Religionen von der Mittheilhaberschaft aus! —

Diejenigen übrigens, die sich auf ihr gutes Herz und auf die von ihnen erwiesenen Wohlthaten an Hilfsbedürftige so viel zu Gute thun, mögen einem edlen Antriebe genügt haben, und persönlichen Dank verdienen; wirklichen Nutzen haben sie in den seltensten Fällen gebracht, einem öffentlichen Interesse fast nie gedient. Unter allen gereichten Almosen ist mindestens die Hälfte nutzlos fortgeworfen, und von der andern Hälfte der größte Theil mit dem der Absicht gerade entgegengesetzten Erfolge verwendet worden, Almosen macht selten Arbeitslustige und Arbeitsfähige, und das ist das allein Vernünftige, was man bei jeder Humanitätsbestrebung im Auge haben mußte. — Die Sache ist allerdings nicht leicht, aber die sociale Frage des Arbeiterstandes löst man überhaupt auch nicht leicht, weder mit Redensarten, noch mit ein paar hingeworfenen Almosen.

Seit lange geht der Entwicklungsdrang der Völker, der Athemzug der Geschichte auf eine immer steigende Abschaffung der Privilegien, auf der Fortbildung der freiheitlichen Culturidee. Tief ist das Gefühl der vorhandenen großen Mißstände in unseren arbeitenden Classen, und die ernsten und nachhaltigen Bestrebungen, die von denselben gemacht werden, um sich trotz ihrer ungünstigen Lage zu höherer Bildung und Gesittung emporzuheben, können nicht genug anerkannt werden. Daher sind überall wo man ihnen die Hände bot, die besten Früchte daraus erwachsen und die Bahnen zu weiterem Fortschritt geöffnet. Beherzigen wir es doch! Nicht durch Exclusivität, nicht durch Einseitigkeit der Bestrebungen auf nationalem oder confessionellem Gebiete kann diese so wichtige sociale Frage gelöst werden. Nicht das christliche Dogma, nicht der Katholicismus werden im Stande sein Herren des Terrains zu bleiben. Das glorreichste Werk der Geschichte zu vollenden, den Arbeiterstand zu einem neuen Mittelstand, zum Bürgerstande der Zukunft zu heben, das ist das Problem, vor dem wir stehen, und woran wir alle ohne Unterschied des Religionsbekenntnißes mitzuarbeiten berufen sind.

Wird diese Idee verwirklicht, so wird über die ganze Menschheit eine Blüthe der Sittlichkeit herbeigeführt, wie sie in der Geschichte noch nicht dagewesen ist, dann wird der Arbeiterstand, den die Bauleute bisher verachtet, zum Eckpfeiler geworden sein für die ganze Gesellschaft und das biblische כי עבדים היינו Arbeiter waren unsere Voreltern, Arbeiter sind wir Alle, wird das Fundamentalgesetz, der ganzen Menschheit sein!

Jenseits der Grenze.

Eine talmudische Studie vom Redacteur.

(Schluß.)

Der Würgengel kann sein über alle Welttheile verbreitetes Geschäft nicht allein bestreiten, er hat auch seinen Ge-

*

hilfen, dem aber ein feineres Gehör zu wünschen wäre. Er hatte schon einmal den Auftrag seines Meisters nicht recht verstanden, und anstatt der zum Tode bestimmten Person eine unschuldige Namensschwester geholt (Chagiga 4). Mirjam, die Friseurin war vom Würgengel berufen, der Geselle bringt Mirjam die Kinderpflegerin. Die ganze Mythe mag zu Ehren der Verstorbenen verfaßt worden sein. Sie konnte nur durch einen Irrthum der Welt entrissen werden, sie, deren Wirken hienieden so schön und nützlich; eine andere dem Luxus und dem Putze dienende Mirjam hätte eher den Schauplatz des Lebens verlassen sollen — das war kein solcher Verlust für die Menschheit.

Das Reich der Geister ist sehr bevölkert, sie erfüllen die ganze Welt, sie umschweben jeden Menschen, und böse, wie sie sind, suchen sie ihm zu schaden. Jeder Mensch hat deren 1000 zur Linken und 10,000 zur Rechten, sie stiften gar viel Unheil. Der böse Geist trägt die Schuld, wenn Mancher sich bei den Sabbathpredigten bedrängt und beengt fühlt, der böse Geist ist die Ursache, wenn die Gelehrten in Lumpen gehüllt sind, wenn ihre Kleider abreißen. Gegen diese Geister wird ein unausführbares Mittel angegeben (Berachoth 6), was wohl andeuten mag, daß man sich gegen böse Geister gar nicht schützen könne; doch fehlt es auch an Bannsprüchen und Zauberformeln zu deren Vertreibung nicht (Aboda Sara 12). — Ihr vorzüglicher Aufenthalt ist in Ruinen von Gebäuden (Berachoth 3). Wo sie hausen, richten sie Zerstörungen an.

Eine eigene Species der bösen Geister sind die Dämone (שדים), sie werden geboren und sterben wie die Menschen, es gibt daher männliche und weibliche Dämone. Sie haben auch sonst menschliche Bedürfnisse, sind jedoch mit Flügeln begabt, womit sie die Welt durchschweben, und sehen in die Zukunft (Chagiga 25). Ihr König ist Asmodai, der hat seine Wohnung in der Höhle eines Berges. Täglich verläßt er sie, um die Welt zu durchschweben, und die Gesetze des Himmels und der Erde zu studiren; bevor er sich zu dieser weiten Reise anschickt, füllt er seine Wohnung mit Wasser, verdeckt die Oeffnung mit einem Steine und schließt sie mit seinem Siegel. Bei seiner Rückkehr entsiegelt er die Höhle, und trinkt das Wasser. Das ist die gewöhnliche Tagesordnung; sie wurde aber gestört, als der weise König Salomo, der nach orientalischen Sagen Macht und Herrschaft über die Dämonen hatte, und sie mit seinem Ringe beschwören konnte (vergleiche Josephus: Antiquit. VIII. 2), den Asmodai durch seinen Minister Benajeh in Ketten legen, und an seinen Hof bringen ließ, um von ihm zu erfahren, wo sich der Stein Schamir befände, den Salomo zum Baue des Tempels nothwendig brauchte.

Das war kein leichtes Werk. — Der Dämonenfürst kann nur im Schlafe besiegt werden, und Asmodai flieht den Schlaf, — die Bösen haben keinen Schlaf; darum trinkt er auch nichts Anderes als Wasser. Dem Benajah gelingt es jedoch, die Höhle zu bohren, das Wasser herausfließen zu lassen, Wein hineinzuschütten, und das Loch gut zu verstopfen. Asmodai kehrt von seiner Wanderung zurück, findet die Höhle mit Wein gefüllt, will anfangs nicht trinken, kann aber später dem Durste nicht widerstehen, trinkt den Wein, schläft ein, wird von Benajah in Ketten gelegt und zu Salomo geführt. Auf dem Wege dahin zeigt er sich als einen ungestümen, schlauen, neckischen Geist. Er ist nicht ohne einen Anflug von Gutmüthigkeit, allein diese entspringt mehr aus Verachtung gegen die Menschen als aus Liebe zu ihnen, er verlacht die Thorheiten der kurzsichtigen Sterblichen; denn er sieht weiter als sie, er weint, wenn sie lachen, und lacht, wenn sie weinen; dabei ist er sehr witzig, gelehrt, schriftkundig und bibelfest, er rechtfertigt alle seine Streiche mit Stellen aus der heiligen Schrift — (the devil can cite scripture for his purpose, sagt Shakespeare), er ist auch Meister aller Fakultäten, und versteht sich trefflich auf die Heilkunde; kurz, er ist ein wahrer Mephistopheles, dem blos der Pferdefuß fehlt. Um aber auch in diesem Punkte das Gleichniß nicht hinkend zu machen, bricht er auf der Reise zu König Salomo ein Bein. Dieser böse Geist war es, der den weisen Sohn Davids vom Throne stürzte (Gitin 68).

Obgleich der Mosaismus gegen jede Art von Aberglauben, gegen Zauberei, Zeichendeutung und ähnliche aus dem Reiche des Uebernatürlichen genommenen Täuschungen eifert, hat doch der Talmud durch die Berührung der Israeliten mit den Babyloniern und andern Völkern des Alterthums viele derartige Elemente aufgenommen, und dadurch den reinen Mosaismus getrübt. Namentlich kamen viele astrologische Ansichten zur Geltung. Hören wir, wie der Talmud das Horoskop stellt.

Wer am Sonntag geboren ist, wird ein Befehlshaber. Die Sonne ist Herrin der Himmelssterne, sie übertrifft alles an Glanz. — Der am Montag geboren, wird jähzornig. — Der Mond umhüllt sich plötzlich mit Wolken. — Der am Dienstag zur Welt kömmt, wird reich, und, wenn es ein Mann ist, ein Freund von Weibern. Wessen Geburt am Mittwoch stattfindet, wird ein schöner verständiger Mann, der am Donnerstag Geborne, wird ein Wohlthäter, wer am Freitage das Licht der Welt erblickt, wird ein frommer Mann, wer am Samstag geboren wird, stirbt wieder am Samstag. Derartige Behauptungen werden meistens von der Erfahrung widerlegt, zuweilen jedoch von der Gunst des Zufalls bestätigt, was zu jeder Zeit schuld war, daß der Aberglaube nicht ganz aussterben konnte. Ein Talmudlehrer behauptet: nicht der Tag, die Stunde gebe den Ausschlag. Wer im Zeichen der Sonne geboren ist, wird schön — wie die Sonne — ißt und trinkt von dem Seinigen. — Die Sonne hat ihr eigenes Licht — seine Geheimnisse werden bekannt. — Nichts bleibt geheim unter der Sonne — es gelingt ihm das Stehlen nicht. — Die Sonne muß das mittelst der Dünste geschöpfte Wasser, beim Regen, der Erde wiedergeben. — Wer im Zeichen der Venus geboren ist, wird reich, und wenn es ein Mann ist, Freund des weiblichen Geschlechts. — Die Venus ist ein glänzender und feuriger Stern. — Wer im Zeichen des Merkur zur Welt kömmt, wird klug und einsichtsvoll. — Merkur ist im Talmud Sekretär der Sonne, bei den Griechen der Bote der Götter. — Der im Zeichen des Mondes Geborne, wird ein Dulder. — Der Mond nimmt ab, demüthigt und verkleinert sich — er baut und reißt ein und baut abermals. — Der Mond ist bald klein, bald groß, scheint also unentschlossen — ißt und trinkt, was ihm nicht gehört. — Der Mond hat kein eigenes Licht, — seine Geheimnisse bleiben verborgen. — Ein Theil des Mondes ist immer verdeckt, — ihm gelingt der Diebstahl. — Der Mond begünstigt die Diebe, indem er sich schnell hinter die Wolken verbirgt. — Wessen Geburt in das Zeichen des Jupiters fällt, wird ein Freund der Gerechtigkeit. — צדק Gerechtigkeit, die richtige Ableitung des Wortes dürfte auf Zodiakus führen, dem allgemeinen Namen des Thierkreises, welcher hier für den einzelnen Planeten genommen wird. — Wer im Zeichen des Saturn zur Welt kömmt, dem mißlingen seine Entwürfe, und man kann sich nicht auf ihn verlassen. — Saturn ist sehr weit von der Erde entfernt. — Der im Zeichen des Mars Geborne, wird ein Blutvergießer, er wird nämlich Wundarzt, Metzger oder Beschneider — מאדים der Blutige. — Trotz dieser Anführungen, die der Talmud theils als eine Spielerei des Geistes ansieht, theils als unter den Astrologen verbreitete Ideen nacherzählt, wird der Einfluß der Gestirne auf die Bestimmung des Menschen als nichtig erklärt, und es ist dem Israeliten verboten, daran zu glauben (Sabbath 150) oder in dergleichen Angelegenheiten die Sterndeuter zu befragen (Pesachim 113).

Viele abergläubische Ansichten werden als heidnisch, als Amoräersitte verpönt, so der Glaube, daß es Armuth bringe, wenn man Brosamen auf der Erde liegen lasse, daß man Gäste zu erwarten habe, wenn das Licht Funken sprüht, u. a. m. (Tosifta Sabbath 7). Daß die Zahl der Becher, die man trinkt, und die Stücke, die man ißt, keine gerade sei, mag auch einen astrologischen Grund haben, und es wird mit Recht hinzugefügt: Es sei besser, derartige Regeln gar nicht zu beachten (Pesachim 109). Weniger Nachtheil hat es, wenn

der Reisende, der eine fremde Stadt betritt, und zuerst Mädchen begegnet, diesen Umstand als ein gutes Zeichen betrachtet; das war auch für den Diener Abrahams wie für Jacob und Saul ein günstiges Omen (Jalkut Genes. 124).

Auf Zauberei ist in der Bibel Todesstrafe gesetzt, zu ihr wird auch die Chiromantie, überhaupt jedes Blendwerk gezählt (Sanhedrin 68), sie wird vorzüglich bei Weibern gefunden. Der hebräische Name für Zauberer — מכשף — wird im Talmud von כשף = כזב abgeleitet: sie leugnen die oberste Macht, sie leugnen die Wirkungen der Gottheit, sie geben die seltenen physikalischen Erscheinungen, die ihnen bekannt sind, als von ihnen bewirkte Wunder aus. Die richtige Ableitung scheint jedoch vom arabischen Caschef, welches entdecken, erklären, eröffnen bedeutet. Die sogenannte Taschenspielerei war schon zur Zeit des Talmud bekannt und auch gestattet.

Der Culturstand eines Volkes läßt sich aus seinen Ansichten vom künftigen Leben ermessen. Der Talmud spricht sich darüber wie folgt aus: Im künftigen Leben wird weder gegessen noch getrunken, es werden weder Kinder gezeugt, noch Geschäfte getrieben; dort ist weder Neid, noch Haß, noch Zorn. Die Frommen sitzen mit Kronen auf den Häuptern und genießen den Glanz des Allerhöchsten. Der Lohn für die Erfüllung der göttlichen Gebote ist erst im Jenseits zu erwarten (Kidduschin 39). Das Jenseits ist für den sittlichen Menschen die Ergänzung des Erdenlebens, jede Religion hat diesen Glauben; doch wird das Jenseits von der Phantasie nach dem Bildungsgrad der Völker und den mannigfachen Verhältnissen, die auf ihr intellectuelles Leben wirken, verschiedenartig ausgeschmückt.

Der Talmud hat in Beziehung des künftigen Lebens einige Aeußerungen, die wahrscheinlich fremden Boden entsprossen sind. Der Leviathan, ein ungeheuer großer Fisch, wird im Paradiese von den Frommen verspeist, aus seiner Haut wird ein Zelt für die Seligen aufgespannt (Baba Bethra 75.) Auch ein großer Ochs wird dort den Frommen als Speise zugerichtet — (שור הבר dürfte kaum der wilde Ochs sein, der unter diesem Namen öfters im Talmud vorkömmt [Kilaim 9. 6.]. Ich halte das Wort für eine Corruption, es ist darunter der Ochs des Anbar Anbraochs zu verstehen, den die Araber so hoch schätzen — Herbelot Art: Anbar —) Alle Israeliten werden des künftigen Lebens theilhaftig, nur jene sind ausgeschlossen, welche die Auferstehung oder die göttliche Offenbarung leugnen. Mehrere Talmudstellen machen auf die griechische Mythe von der Ueberfahrt der Todten durch den Charon Anspielung (Aboda Sara 10, Jalkut Deutronom. 2, Moed Keton zu Ende).

Die Auferstehung bildet ein Hauptdogma des Judenthums, für welches der Talmud um so eifriger Beweisstellen aus der heiligen Schrift sucht, als viele behaupteten, die Auferstehung komme in der Bibel nicht vor. (Berachot 15, wo unter תורה wie an vielen andern Stellen die ganze heilige Schrift verstanden wird.) Man sucht diesen Glauben, so viel als möglich durch Vernunftgründe zu erhärten, weil die Sekte der Saduzäer nicht nur die Auferstehung wie die Existenz eines künftigen Lebens überhaupt leugnete, sondern auch mit den Pharisäern darüber Dispute führte und sie wegen dieses Glaubens verspottete. Das wären Narren, meinten die Saduzäer, die sich dieses Leben verbittern und im künftigen keine Entschädigung finden. (Aboth des Rabbi Nathan Cap. 5.) Ihr Thoren, sprach einst ein Saduzäer zu dem witzigen, durch einen Höcker verunstalteten Gebiha ben Peßißa, ihr wollt behaupten, die Todten leben wieder auf! Müssen doch alle Lebenden sterben, wie sollten nun gar die Verstorbenen wieder zum Leben erwachen? Ihr Thoren, entgegnete der geistvolle Gebiha, ihr wollt behaupten, die Todten werden nicht wieder lebendig! Wenn Wesen, die nie gelebt haben, lebendig werden, warum sollten jene nicht wieder zum Leben erwachen können, die schon einmal gelebt haben? (Sanhedrin 91). Die nähern Umstände dieses wundervollen Ereignisses bleiben uns ein Geheimniß. Wenn es übrigens heißt: Die Frommen werden einst in ihren Kleidern auferstehen (Ketuboth 111), so ist dieß die sinnbildliche Fassung des Gedankens, daß sie einst in dem vollen Schmucke ihrer Tugenden erscheinen werden.

Mit dem Tode hört der Mensch nicht auf zu sein. Die Seele von den Banden des Körpers befreit, lebt freier, sie sieht weiter, als sie es durch Vermittlung der Sinne vermochte; sie weiß, was auf Erden vorgeht, sie interessirt sich für das Geschick der ihr im Leben nahe gestandenen Personen, sie hört genau was die Menschen sprechen; daher soll man auch in Gegenwart der Todten, d. h. vor ihrer Beerdigung oder auf dem Friedhofe nichts thun, was so aussehen könnte, als ob man ihrer spotten wollte, sie würden sagen: Die kommen morgen auch zu uns, und heute spotten sie unser! (Berachoth 18.) Zu diesen Beschäftigungen, welche einem Spotte ähnlich sind, gehören die Ausübung einer religiösen Vorschrift, das Studium der Torah und das Gebet, weil sie daran theilnehmen müßten, wenn sie leben würden; die Nichtbetheiligung ist also gleichsam ein Beweis ihrer Ohnmacht.

Die Todten führen auch Gespräche und unterhalten sich mit ihren befreundeten Seelen. Der Talmud überliefert uns einige derartige Todtengespräche. Eines derselben wegen seiner Fassung besonders interessant, wollen wir hier in Kürze wiedergeben. — Ein frommer Mann hatte in einem Theuerungsjahre einem Bettler einen Denar geschenkt, und wurde darob von seiner Xantippe so gequält, daß er aus dem Hause laufen, und die Nacht — es war gerade die Neujahrsnacht — auf dem Friedhofe zubringen mußte. Dort hörte er das Zwiegespräch der hingeschiedenen Seelen zweier Mädchen. Die eine fordert die andere auf, mit ihr den Flug durch die Lüfte zu nehmen, um im Himmel das Geschick des kommenden Jahres zu erlauschen. Die Freundin kann dieser Einladung nicht Folge leisten, denn sie wurde nicht, wie sichs gebührt, in anständigen Todeskleidern begraben, ihr Anzug ist nicht für weite Ausflüge geeignet, und sie ersucht die andere, nur allein die Luftfahrt zu unternehmen, und ihr das Erfahrene mitzutheilen. Die Todten reiten schnell, bald kömmt diese mit dem Berichte zurück, daß in diesem Jahre die Frühsaat von Hagel zerstört, die Spätsaat hingegen gedeihen werde. Der fromme Mann hatte das wohl gemerkt, und da er zufällig Grundbesitzer war, richtete er seine Maßnahmen darnach ein. Indessen hatte er sich mit seiner Ehehälfte ausgesöhnt, fand aber doch im nächsten Jahre wieder Gelegenheit, die Neujahrsnacht auf dem Friedhofe zuzubringen. Er hörte wieder die Unterredung der beiden Mädchenseelen wie im vorigen Jahre, nur lautete die vom Himmel gebrachte Nachricht dießmal verkehrt. In diesem Jahre sollte die Frühsaat gedeihen, die Spätsaat hingegen vertrocknen und verbrennen. Auch jetzt weiß sich der fromme Mann darnach einzurichten, und während Alles über Mißjahre klagt, hat er eine reichliche Ernte. — Die Frau, die nicht blos sehr böse, sondern auch wie irgend eine Tochter Eva's neugierig ist, kann das besondere Glück ihres Mannes nicht begreifen und bittet ihn um Aufklärung. Er zögert nicht, ihr den ganzen Hergang haarklein zu erzählen, und bald benützte das zanksüchtige Weib dieses Geheimniß, um der Mutter des schlecht bestatteten Mädchens bei einem mit ihr gehabten Streite über diesen Umstand Vorwürfe zu machen. Es kam wieder die Neujahrsnacht, und wieder übernachtete der fromme Mann bei den Todten. Wieder forderte die eine Mädchenseele ihre Gefährtin auf, ihr auf der Wanderung durch die Luftregionen Gesellschaft zu leisten; doch dießmal entgegnete das arme Kind: Laß' mich in Ruhe, was wir hier in Traulichkeit gesprochen haben, ist bereits bei den Lebenden gehört worden. (Berachoth 18)

Der bekannte Talmudlehrer Samuel erhält sogar auf sein Anfragen von seinem verstorbenen Vater Bescheid, wo er die von ihm im Leben verwalteten Waisengelder aufbewahrt habe, und erfährt bei dieser Gelegenheit, daß auch er — der Sohn — bald in das Reich der Seligkeit einziehen werde (ibid. לעגל קא אתית „Agel" bedeutet im Arabischen das endliche Lebensziel des Menschen, es heißt demnach: Du

bist an dein Lebensziel gelangt, du wirst sterben; לעגל wie in בעגלא ובזמן קריב mit „bald“ zu übersetzen ist wegen des vorgesetzten ל kaum zulässig. Raschi, welcher die Stelle unerklärt läßt, scheint an sie bei der Erklärung der unmittelbar vorangehenden Stelle zu denken, und das Wort von עגולה abzuleiten: Du kömmst in unsern Kreis.)

Schon in der biblischen Zeit wurden große Ereignisse durch Träume verkündet, und göttliche Männer verstanden sich auf die Deutung derselben. In Traumerscheinungen offenbarte sich Gott oft seinen Propheten, überhaupt spielt der Traum in der Bibel eine bedeutende Rolle. Schon darum legt ihm auch der Talmud eine gewisse Wichtigkeit bei. Es war sogar ein Fasttag gegen böse Träume angeordnet, welcher selbst am Sabbath, wo sonst das Fasten verboten ist, gehalten werden durfte. Es spiegeln sich im Talmud die Ansichten seiner Zeit ab, welche aufgenommen und zuweilen in ein nationales Gewand gekleidet wurden. Indessen ist der Talmud nicht das Werk eines Mannes und einer Zeitepoche, die entgegengesetztesten Meinungen über einen Gegenstand finden darin ihre Vertretung. Daß manche Träume eine höhere Bedeutung haben, daß manche als eine höhere Eingebung, als eine Art göttlicher Verkündigung der Zukunft zu betrachten seien, war ein allgemein verbreiteter Glaube, dessen sich nur wenige entschlagen mochten oder konnten. Insofern beschäftigte man sich viel mit Deutung der Träume. Es gab Viele, welche das Traumdeuten zu ihrem Berufe machten, und diese Leute genossen, je nachdem der Zufall ihre Deutungen begünstigte, mehr oder weniger das Zutrauen des gemeinen Volkes. Selbst anerkannte Gelehrte hielten es nicht unter ihrer Würde, jene Menschen, die sich in ihrer Einfalt wegen Träumen bei ihnen Raths erholten, zu beruhigen. Der Talmud hat viele Deutungen von Träumen, die hinreichenden Stoff zu einem Traumbüchlein liefern könnten. Faßt man diese Deutungen näher in's Auge so erscheinen sie mehr als ein launiges Spiel des Witzes, wie eine ernstgemeinte Behauptung; sie beziehen sich entweder auf Wortähnlichkeiten, oder werden auf geistreiche Weise mit Bibelstellen in Verbindung gebracht, oder es sind Reminiscenzen aus dem Leben berühmter von der Nation verehrter Gelehrten.

Es fehlt im Talmud durchaus nicht an rationellen Ansichten über die Träume. Ein böser Traum, heißt es, ist besser als ein guter und natürlich, weil bei ersterem das Erwachen angenehmer ist. Wenn die Behauptung aufgestellt wird, die Träume bewahrheiten sich nach der Deutung, die man ihnen beliebig gibt, so liegt darin die verhüllte Andeutung, daß es Jedem freistehe, von den Träumen zu halten, was ihm eben beliebe. Man wußte auch, daß die Träume phantastische Reproductionen jener Ideen sind, die uns am Tage beschäftigen. Jemehr demnach ein Mensch am Tage denkt, desto häufiger wird er des Nachts träumen. Plinius erzählt von den Alanen, sie stünden auf einer so niedrigen Stufe der Cultur, daß sie nie Träume hätten. Der Talmud spricht in folgender Behauptung eine ähnliche Ueberzeugung aus, er sagt: Wer sieben Nächte nacheinander nicht träumt, sei ein böser Mensch (Berachoth 14). Er hat so unrecht nicht, denn mit Stumpfsinn und Unbildsamkeit ist meistens auch moralische Gebrechlichkeit verbunden.

Wir schließen diesen Aufsatz mit einer sinnigen Sage des Talmud, die nicht blos ihres lehrreichen Inhalts wegen Beachtung verdient, sondern auch bei richtiger Auffassung nicht wenig zur Beleuchtung des von uns behandelten Gegenstandes beiträgt. Wir meinen die Choni Hamaagel-Sage.

Choni Hamaagel, ein Gelehrter von so scharfem Geiste, daß sein klarer Vortrag in der Akademie jeden Zweifel hebt, jeder Controverse die Spitze abbricht, sucht nur überall Wahrheit, und jeder Ausdruck der Schrift, der nicht die objective Berechtigung in Vernunft und Erfahrung nachweist, wird von seiner Kritik als unwahr, als leeres Geschwätz betrachtet. Er nimmt jeden Ausdruck wörtlich. — Der Verstandesmensch ist zu praktisch, in seinem Geiste liegt Alles, nur keine Poesie. Den Satz des Psalmisten: „Als Gott die Gefangenen Zions erlöste, waren wir Träumenden gleich“ (Psalm 126, 1), so verständlich allen Gefühlsmenschen — wer versteht es nicht, daß der von langem Drucke Befreite die Erlösung als einen Traum betrachtet. — Diesen Satz kann der kalte Weise niemals verstehen. Dauerte doch, meint er, das babylonische Exil 70 Jahre, und ein ganzes Lebensalter lang sollte ein Mensch schlafen, träumen? Mit einer solchen strengen Philosophie taugt er nicht für die Welt, er verläßt seine Heimath, seine Familie, seine Umgebung, fort eilt er in die Einsamkeit. Auf dem Wege sieht er einen Menschen damit beschäftigt, einen Baum anzupflanzen, der erst nach 70 Jahren Früchte trägt. Menschliche Thorheit! ruft Choni aus, wozu diese Plage, du wirst diese Früchte nicht genießen. — Das kümmert mich wenig, erwiedert der schlichte Landmann, ich habe schon solche Früchte genossen, die ebenfalls ihre Zeit brauchten; wie die Vergangenheit für mich arbeitete, so arbeite ich für die Zukunft. — Unbefriedigt setzt Choni seine Wanderung fort, wird endlich müde, setzt sich nieder, verzehrt sein trockenes Brod, schläft ein, und schläft — 70 Jahre. Die Welt geht indessen ihren regelmäßigen Gang, andere Zeiten bringen andere Sitten, Choni wacht auf, aber er erkennt die Welt nicht mehr. Das erste, was er erblickt, ist ein Mann, welcher die ersten Früchte jenes Baumes sammelt, dessen Anpflanzung er mit angesehen. — Der Mann war ein Enkel des Anpflanzers. — Die auferstandenen Todten würden aber auch von der Welt nicht mehr erkannt werden. Choni kehrt in das Haus seiner Geburt zurück, gibt sich seinen Enkeln, die darin wohnen zu erkennen, die Enkel lachen ihn aus, er eilt in das Lehrhaus, wo man einst seinen Worten lauschte, und zufällig hört er auch seinen Namen mit Ehrfurcht nennen. Hier denkt er, wird man mich nicht verkennen, er stellt sich den Gelehrten vor, allein er wird als ein Wahnwitziger verspottet. Das kann der enttäuschte Mann nicht länger ertragen. Fremd in einer neuen Welt, die er nicht versteht, und von der er nicht verstanden wird, ruft er den Tod, der ihn von seiner Qual befreite. (Taanith 23).

Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes lag nicht in der Absicht unserer vorliegenden Arbeit, wir wollten bloß die Anschauungsweise des Talmud über ein Thema darstellen, das jeden denkenden Menschen, wenigstens einmal im Leben beschäftigt, und wobei oft die Vernunft von der Phantasie, und die Phantasie von der Vernunft sich meistern läßt.

Titus und der Tempelbrand.

Von H. Kohn.

(Schluß.)

Diese Frage glaubt Bernays entgegen allen bisher bestehenden Ansichten zu Gunsten des Letztern entscheiden zu dürfen, und seine Gründe hierfür sind so einleuchtend und überzeugend, daß wir trotz der entgegengesetzten Meinung des berühmten jüdischen Geschichtschreibers Dr. Graetz zu Bernays uns bekennen müssen. — Zuerst beweist er, wie Josephus nicht immer, und besonders in Betreff des Falles von Jerusalem so glaubwürdig sei, wie er bisher allgemein gehalten wurde. Er schildert (Bell. V. 12, 4) den Titus im Lager vor Jerusalem so liebenswürdig und sanft, ja fast sentimental, wie es eben einer „Wonne des Menschengeschlechtes“ zukommen muß; dagegen besingt ein damaliger Dichter Valerius Flaccus in seiner Argonautica (I. 13) den an der Spitze der Legionen stürmenden Titus, „wie er geschwärzt von Jerusalems Schlachtenstaub — Den Brandpfeil schleudert und wüthet auf jeglicher Zinne.“ — Da Valerius, ein Günstling und Verehrer der Flavier, diesen sein Gedicht gewidmet hat, darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß er nichts darin aufgenommen, was am Kaiserhofe Anstoß erregt hätte, oder auch nur nicht gern gehört worden wäre. — Außerdem weist B. noch andere Unrichtigkeiten des Josephus nach, deren Anführung aber hier zu weit führen würde. — Was den Josephus zumeist als parteiischen Geschichtschreiber verdächtigt, ist sein Verhältniß zu den Juden und zu den Flaviern. Wie Grätz (Bd. III. 365 ff.) zeigt, spielte Jener als

Feldherr eine durchaus schmähliche Rolle, so hoch er auch als Schriftsteller stehen mag. Josephus war ein Römling, der es mit dem Feinde hielt und von diesem darum auch mit solcher Auszeichnung behandelt wurde. Schon zur Milderung seiner eigenen Schuld mußte er darum der Sache eine solche Wendung zu geben suchen, als ob nur eine überirdische Fügung, nicht die Grausamkeit Roms das größte Nationalunglück der Juden herbeigeführt hätte. Auch als Schützling der Flavier konnte er nicht unparteiisch schreiben, sondern durfte die Thatsachen nur so darstellen, wie es im Interesse der herrschenden Dynastie lag. Und dieser lag allerdings daran, ihre unpolitische und nach den damaligen Begriffen höchst gottlose Grausamkeit vor den Augen der Welt zu bemänteln und die gepriesene Milde und Frömmigkeit des Titus ohne Makel leuchten zu lassen. Das Werk des Josephus mußte erst die kaiserliche Censur passiren, ehe es auf Befehl des Kaisers (Josephi vita 65) veröffentlicht wurde, und kann uns darum nicht für durchaus zuverlässig gelten. — Wie steht es nun aber mit der Glaubwürdigkeit des Severus? B. weist mit vieler Gelehrsamkeit und großer Geistesschärfe nach, daß ein uns verloren gegangener Theil der Historien des Tacitus*) die Quelle sei, aus welcher Severus seinen Bericht fast wörtlich entlehnt habe. — Tacitus verfaßte sein Geschichtswerk erst nach dem Sturze der Flavier unter der Regierung des Kaisers Trajan, er hatte also keinen Grund, die historische Wahrheit zu Gunsten des flavischen Hauses zu fälschen. — Wie kam aber Tacitus selbst zu seiner von Josephus abweichenden Angabe? — B. verlegt die Quelle des Tacitus bis in den Kriegsrath selbst, den Titus vor den Mauern Jerusalems gehalten. Einer der sechs Mitglieder des Kriegsrathes, der Procurator von Judäa, M. Antonius Julianus, welchen Josephus (Bell. VI. 4, 3) für die Zerstörung des Tempels stimmen läßt, hatte ein von den Juden handelndes Buch geschrieben, dessen von mehreren Schriftstellern Erwähnung gethan wird. — Daß Tacitus die Schrift eines so hoch gestellten römischen Augenzeugen unbeachtet gelassen, wäre ebenso befremdlich, wie es erklärlich ist, daß er die Josephischen Schriften mit Rücksicht auf das Verhältniß des Verfassers zu den Machthabern als Quelle für seine Historien verschmähte. — So gewagt uns auch die Bernaysche Combination klingen mag, so hat sie doch die größte Wahrscheinlichkeit für sich, und wir dürfen gewiß der Severischen Darstellung mehr wie der Josephischen glauben, da ja auch die Schilderungen der jüdischen Augenzeugen mehr mit der erstern als mit der letztern übereinstimmen. Die Rabbinen nennen, wie bekannt, Titus einen רשע und keineswegs: amor et deliciae humani generis. Graetz (Bd. III. 403, Anm. 1) polemisirt zwar gegen die Ansicht Bernays. Er kann nicht glauben, daß Titus, um die christliche Religion auszurotten, die Zerstörung des Tempels beschlossen und anbefohlen habe, „da ihm die winzige Christengemeinde kaum dem Namen nach bekannt war". Severus spricht aber doch ausdrücklich auch von dem „Judenglauben," dessen Ausrottung Titus mit der Verbrennung des Heiligthums bezweckte, übrigens kann auch zu jenen Zeiten die Christengemeinde nicht mehr so winzig gewesen sein, da sie doch schon Nero einer Verfolgung für würdig gehalten hat. — Titus hatte vielmehr die Gefahr geahnt, die dem Weltreiche durch das Christenthum drohe, und gefürchtet, die Tempelstadt, die von den über ganz Italien und die meisten Provinzen verbreiteten Juden und Christen als religiöser Mittelpunkt verehrt wurde, werde ein Heerd unaufhörlichen Aufruhrs bilden. Darum mußten Jerusalem und sein Gottesbau trotz der veränderten militärischen Verhältnisse, trotz der hergebrachten Scheu vor allem Göttlichen in Trümmer sinken. Läßt ja auch Josephus die Minorität des Kriegsrathes ihr Votum mit den Worten begründen: „man werde von allen Orten her sich um den Tempel schaaren;" diese Meinung konnte also zu Titus Zeiten nicht so ganz unbekannt gewesen sein. Nicht durch einen unglücklichen Zufall also, sondern mit Vorbedacht und laut Befehl des „Lieblings der Menschheit" wurde der Gottestempel zu Jerusalem verbrannt.

*) Tacitus' Historien enthielten bekanntlich die Geschichte der römischen Kaiser von Galba bis zum Tode des Domitian und waren schon im 4. Jahrh. nebst den Annalen zu einem Corpus von 30 Büchern vereinigt, von denen uns leider nur noch wenige Bruchstücke erhalten sind. —

Ueber Sprache im Allgemeinen und hebr. Sprache insbesondere,

von Dr. H. Weinert.

(Schluß.)

Eine ähnliche Thätigkeit des Sprechens zeigt auch die Benennung דבר für Wort in seiner Verwandschaft mit דברה Biene. Wie dieses emsige Thierchen aus all' den Blüthen, die es trifft, den Saft saugt, und ihn in sich selbst zum Honig verarbeitet, den sie dann in ihrem Stocke aufspeichert, so saugt gleichsam die Sprachkraft durch die begrenzenden Worte aus jedem Dinge der Außenwelt eine Wahrnehmung und verarbeitet sie im Geiste zu einer Vorstellung, die sie dann im Schatze des Gedächtnißes niederlegt. דברה ist im Hebr. weiblich und דבר männlich, diese Verschiedenheit charakteresirt auch ihre Wirkungskreise. Die Biene ist wie ein emsiges weibliches Wesen, unermüdlich sorgsam für ihr Haus bemüht, aber nur im Umkreise des Hauses sammelnd und mehrend den Gewinn, דבר das Wort aber ist der Mann, dem die weite Welt gehört, der sie so weit sein Auge und Gedanke reicht zu seinem geistigen Eigenthume zu machen weiß. Endlich in der Bezeichnung שפה für die Sprache überhaupt liegt der festbestimmte Begriff und die eigentliche Wirksamkeit einer jeden Sprache, denn שפה heißt nicht immer Lippe, sondern auch Ufer, Grenze, Rand, und was das Ufer ist für den Strom und das Meer, das ist die Sprache für die Fluth der menschlichen Empfindung und für die tiefe See seiner Gedanken. Unsere Gefühle und Vorstellungen würden in's Ziellose und in die unbegrenzteste Weite schweifen und schwanken, gewährte ihnen die Sprache nicht einen körperlichen Halt, und wiese sie ihnen nicht bestimmte Grenzmarken in dem Worte an. Weil also die hebr. Sprache jene sittlich-reine, wahrheitsgetreue Auffassung der Weltverhältnisse, der Vorstellungen, Begriffe und Ideen gibt, weil sie durch ihre Vorzüge es ermöglicht, von ihren Beziehungen auf ihre innerste Natur zu schließen und weil sie durch eine definirende, aus allen gleichlautenden Worten sich ergänzende Ausmalung jede Vorstellung im wahren Lichte zeigt, so können wir wohl von ihr die Gesetze für die Weltverhältnisse ableiten, und besser finden wir wohl diese nirgends verzeichnet als in den Urkunden unserer heiligen Religion, deren erste beseligenden Strahlen sich in die hebr. Sprache ergossen und in unverfälschter Klarheit hat sie dieselbe bis auf unsere Zeiten getragen, wie sie ihr Licht durch die Ewigkeit tragen wird. Wollen wir nun die Lebensluft der Religion einathmen, so müssen wir in jene Sprachgefilde wandern, in denen immer frisch und erquickend ihr Hauch weht.

Eine Emendation.

Im Talmud-Traktat Kiduschin 31—2 finden wir die Stelle ודרש אבימי מזמור לאסף ohne jede weitere Angabe. Tora Or verzeichnet jedoch in den Randglossen Psalm 79. In welchem Einklange steht aber Ps. 79 mit der vorangehenden Erklärung? Den Commentatoren Raschi und Tosafot ist diese Schwierigkeit wohl nicht entgangen, allein sie greifen zu Erklärungen, die kaum befriedigen dürften. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung wollte Abimi nicht Ps. 79, sondern Ps. 78 erklären, worin die Verse 5 und 6 mit der frühern Talmudstelle allerdings in Connexion gebracht werden können. Es wird nämlich erzählt: Abimi, obgleich er 5 Söhne hatte,

ließ er sich's doch nicht nehmen, selbst die Kindespflichten gegen seinen Vater zu erfüllen; er lief, ihm die Thüre zu öffnen, brachte ihm Wasser etc., keiner seiner Söhne durfte ihn dabei vertreten, er wollte nämlich seinen Söhnen ein lehrreiches Beispiel sein, daß sie von ihm lernen mögen das Gebot: „Ehre Vater und Mutter" gleich ihm zu achten und es auch ihren Kindern einschärfen. Die Wichtigkeit der Belehrung überhaupt, die Eltern den Kindern ertheilen sollen, findet er nun in Ps. 78, V. 5—6 angedeutet. Eine Verwechslung der beiden aufeinander folgenden Psalmen konnte leicht stattfinden, da beide von Aßaf sind und לאסף an der Spitze haben. En Jakob zur Stelle fügt allerdings den ersten Vers des 79. Ps. hiezu, doch das Incorrekte der Editionen des En Jakob weist Herr Rabbinowitz in seinem trefflichen Werke „Dikduke Sofrim" mehrfach nach. J. P—g.

Prag.

Locale und auswärtige Notizen.

Brünn. In den verschiedenen Gemeinden Baierns wurden Trauergottesdienste um den verstorbenen König Ludwig I. von Baiern abgehalten. Eine aus gleichem Anlasse gehaltene Rede von Dr. Kobak, Distriktsrabbiner in Bamberg, liegt uns unter dem Titel: „Ein Denkstein" gedruckt vor. Mehrere Momente aus dem Leben des Königs David werden darin mit Geist und Geschick auf die bekannte Wirksamkeit des kunstsinnigen bairischen Königs angewendet. Die Sprache ist einfach und zum Gemüthe dringend. — Von A. di S. Curiel, dem verdienstvollen Redakteur des in Triest erscheinenden „Corriere Israeliteco" wurde ein jüdisches Jahrbuch für das Jahr 1868 in italienischer Sprache veröffentlicht. Es enthält sehr lesenswerthe Beiträge von Artom, Servi, Pincherle, Mortara, Jona u. a. m. Die Aufsätze sind populär gehalten, und ist besonders das belletristische Fach reichlich bedacht. Als besonders gelungen heben wir die Biographien Montefiore's und David Sasson's, deren Abbildungen dem Buche beigegeben sind, hervor. Verfasser derselben ist Rabbiner B. Artom in London. Die Novelle ist durch eine Uebersetzung unseres bereits im Jahre 1852 veröffentlichten „Baron Eibenschütz" vertreten. Die Uebersetzung ist als eine treffliche zu bezeichnen; nur ist ein sinnstörender Druckfehler zu berichtigen. Es heißt dort „R. Simon" war noch (am Versöhnungstage) mit einem Stück Piut im Rückstande. Die Uebersetzung hat sonderbarer Weise „non aveva finito un brano di Rut." — Auch hätten wir gewünscht, daß der Name des Verfassers genannt wäre, nicht um unsertwillen, sondern im Interesse des literarischen Eigenthumsrechts, das leider in der neuern jüdischen Literatur einem förmlichen Communismus verfallen ist. R.

* Die letzte Nro. des „Hamagid" enthält eine sehr scharfe Zurechtweisung an Herrn Rabbiner Weiß in Pohrlitz, wegen seiner in der „Neuzeit" veröffentlichten „Enthüllungen aus Mähren". — Wir haben von diesen Expektorationen blos einen Passus am Anfange derselben gelesen, wegen dessen wir darauf zurückkommen. Es heißt dort, soviel uns erinnerlich, ungefähr: Das „Abendland" hat im Sinne einer gewissen Cotterie aus der Schule geschwatzt. — Im Sinne einer Cotterie aus der Schule schwatzen schien uns ein logischer Widerspruch: Es müßte denn sein, daß wir die Tiefe dieses Gedankens nicht fassen, Nebenbei sei bemerkt, daß wir nicht einmal errathen konnten, was Herr Rabbiner Weiß sagen wollte. R.

Austerlitz. Herr Ludwig Lichtschein, bisher Rabbinatsassessor in Großkanischa, den Lesern des „Abendland" durch seine historischen Arbeiten bekannt, ist zu Ende des vorigen Monats als Rabbiner unserer Gemeinde feierlichst empfangen und installirt worden. Herr Dr. M. Duschak, Rabbiner in Gaya, dessen verstorbener Bruder durch 20 Jahre das hiesige Rabbinat bekleidete, wurde vom Vorstande zur Installation des neuen Rabbiners berufen. Die Reden der beiden Rabbinen fanden allgemeinen Beifall, und war überhaupt der ganze Einführungsakt ein sehr erhebender.

Neu-Raußnitz. Am 5. d. M. wurde unser neugebaute Tempel mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Der Einweihungsakt machte auf die zahlreich Anwesenden, unter denen sich viele auswärtige Gäste und die sämmtlichen christlichen Honoratioren unserer Stadt befanden, den erhebendsten Eindruck. Den Glanzpunkt der Feier bildete die Einweihungsrede des Herrn Dr. B. Placzek, Rabbiners in Brünn, die durch ihre schwungvolle Form wie durch geistreichen Inhalt ausgezeichnet war. Der gesangliche Theil wurde von dem Brünner Oberkantor, Herrn Schwarz, mit seinem trefflichen Chore meisterhaft ausgeführt. Auch unser würdige Herr Rabbiner hielt eine herzliche Ansprache. Die freudig gehobene Stimmung, in welche die religiöse Feier die Gemüther versetzte, erhielt sich auch bei dem Festmahle, welches unmittelbar nach dem Einweihungsakte eine große Anzahl von Gästen vereinigte. Dieser schöne Tag wird unserer Gemeinde unvergeßlich bleiben, und wir danken unserem hochgeehrten Vorstande, der sich um unsere Gemeinde schon so viele Verdienste erworben, für das gelungene Arrangement dieser erhebenden Feier. (Auch wir danken dem hochgeehrten Vorstande der Cultusgemeinde zu Neu-Raußnitz für die gütigst an uns ergangene Einladung zum Einweihungsfeste und sprechen unser aufrichtiges Bedauern aus, daß es uns unmöglich war, der freundlichen Einladung nachzukommen. Der Redakteur.)

Rotterdam Herr H. Kerdijk, Capitän bei der dienstthuenden Bürgergarde dahier, ist vom Könige von Holland zum Major ernannt worden. So viel wir wissen, ist dieser Herr der erste Israelit, der einen so hohen Rang bekleidet.

Paris. Die jüdischen Gemeinden Algeriens haben mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte dafür gesorgt, daß bei der herrschenden Hungersnoth keiner ihrer Glaubensgenossen dem Elende zur Beute werde. Der jüdische Wohlthätigkeitssinn hat sich abermals in der glänzendsten Weise bewährt.

* Vom Herrn Ernest Hendlé, Advokaten am kais. Gerichtshofe und Sekretär des berühmten Jules Favre ist eine größere Schrift „Questions politiques et sociales" erschienen, die wegen ihres freisinnigen Inhalts, wegen der Reichhaltigkeit der Gedanken und wegen des glänzenden Styls großes Aufsehen erregt. Der junge Gelehrte, Schwiegersohn unseres allverehrten Albert Cohn, hat sich schon früher durch seine schriftstellerischen Leistungen einen ehrenvollen Namen in literarischen Kreisen erworben.

London. Dieser Tage beehrte Seine königl. Hoheit der Prinz von Wales den Baron Mayer von Rothschild mit einem Besuche in Mentmore. Der Prinz fuhr bis zur Station Cheddington mit der Eisenbahn, von dort fuhr er an der Seite des Herrn v. Rothschild und Herrn Antony nach Mentmore, wo er mit der Baronin und der übrigen Familie frühstückte. Nachdem S. Hoheit in Aston Abbot gejagt hatte, kehrte er um 4 Uhr in Begleitung des Herrn v. Rothschild nach Cheddington und von da mit einem Extrazug nach London zurück. (Israelit.)

Melbourne. Aus dem jährlichen Bericht der Melbourner jüdischen philantropischen Gesellschaft entnehmen wir, daß diese vermöge der günstigen finanziellen Lage im Stande war, viel Gutes ihren armen Glaubensgenossen zu erweisen. Die Mitgliederzahl beträgt 130. Von den Mitgliedern gingen 242 L. (2904 fl.) ein; von der Regierung hat die Gesellschaft 100 L. (1200 fl.) erhalten und 209 L. (2498 fl.) sind noch einzucassiren. Die Ausgaben betrugen 509 L. (6108 Gulden) und hat die Gesellschaft nach Abschluß der Rechnung noch einen Fond von 700 L. (8400 fl.) (Argus.)

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.